

Nachhaltige Feier

Milky Chance in der Jahrhunderthalle

FRANKFURT Etwa alle zehn Minuten träufelt sich Sänger und Gitarrist Clemens Rehbein eine Mixtur aus einer Flasche in den heiseren Hals. „Ich habe Honig mit dabei“, murmelt er wenig später pflichtschuldig ins Mikrofon. Rehbeins Heiserkeit, konterkariert durch die Barfüßigkeit des Bassisten Philipp Dausch, hat aber auch ihr Gutes: Sie lässt die Stimme des Sängers markant angeraunt klingen. Das rustikale Timbre passt zur Musik von Milky Chance in der bis zum Anschlag gefüllten Jahrhunderthalle, gibt sich die aus Kassel stammende Band live doch wesentlich dynamischer als auf ihren drei Studioalben. Die Folktronica, mit der die Kaselaner gleich mit ihrer Debütsingle „Stolen Dance“ 2013 einen Welthit landen konnten, wird auf diese Weise zur clubtauglichen Mixtur. Unterfüttert von deftigen Techno-Beats werden Pop, Latin, Reggae, Ragga, Indie-rock und Folklore miteinander vermischt.

Trotz heiserem Hals mag Clemens Rehbein über die Kernprobleme der Gegenwart sprechen: „Wir sind ja schon seit Monaten weltweit unterwegs – und haben uns Gedanken zu unserem Fußabdruck gemacht“, startet er seine Ausführungen zum Thema. Schließlich düsen die mit Gitarrist Antonio Greger und Schlagzeuger Sebastian Schmidt zum Quartett aufgestockten Milky Chance – nach den Scorpions und Rammstein bestverkaufte deutscher Act in Amerika – auf ihren Tourneen tatsächlich rund um den Globus. Auch im zum Teil lichterloh in Flammen stehenden Australien standen sie Anfang des Jahres auf den großen Bühnen. Da kommt man als Globetrotter schon mal ins Grübeln. Nicht nur, dass Milky Chance sich im vergangenen November vor dem Stuttgarter Hauptbahnhof musikalisch beim Klimastreik „Fridays For Future“ engagierten, Nachhaltigkeit offerieren sie auch beim Merchandising. Da lassen sich von den Fans mitgebrachte alte T-Shirts mit dem Band-Logo bedrucken. Und nicht ohne Stolz verkündet Rehbein: „Für jedes der 4000 Tickets heute Abend pflanzen wir einen Baum.“ Mit beruhigtem Gewissen lässt es sich in flottem Tempo mühelos weiter feiern. Ruhige Momente wie das von Antonio Greger mit virtuosem Mundharmonikaspiel veredelte Akustikstück „Loveland“ bleiben die Ausnahme. Weder fehlen die Favoriten „Cocoon“, „Blossom“, „Flashed Junk Mind“ und „Down By The River“ noch der Hit „Stolen Dance“. Zum Finale mit „Sweet Sun“ packt Greger noch einmal seine Mundharmonika aus. Da hallen dann gar authentische Blues-Noten von der Bühne.

MICHAEL KÖHLER

Tradition und Club-Stilistik

Die Sängerin Oum in der Brotfabrik

FRANKFURT Im Sommer 2016 begeisterte Oum El Ghait Benessahraoui mit einem Konzert im Palmengarten, letztes Jahr veröffentlichte die selbstbewusste Sängerin und unkonventionelle Songschreiberin aus Casablanca ihr drittes international vertriebenes Album. Die Stücke von „Daba“ prägen nun auch das Live-Repertoire, ergänzt durch einen älteren Titel. Neben und hinter Oum auf der Bühne der gut besuchten Brotfabrik in Frankfurt stehen dieselben Musiker wie im Studio, lediglich der Rahmen- und Röhrentrommler ist nicht dabei. Für Puls und Rhythmuspatterns sorgt live vor allem Carlos Mejias, der Klänge originärer Perkussion als verhaltenes Rascheln und Klappern auf einem Pad simuliert. Zudem hat er bereits für die Produktion vereinzelt dunkles Pochen und einen gradlinigen Kick-Drum-Beat programmiert.

Weitere akustische Brücken Richtung westlichem Pop schlagen Mejias' Schwebeklänge vom Keyboard, die Harmonien beisteuern, die ursprünglich in der arabischen Musik nicht vorkommen. Stattdessen dort übliche Unisoni spielt Mejias vor allem auf dem Altsaxophon, häufig parallel mit Camille Passeris Trompete oder Flügelhorn. Beide Bläser lassen in einigen Soli ihre Verbindung zum Jazz aufleuchten. Die arabischen Facetten von Oums Musik unterstreicht vor allem Yacir Rami. Der trockene Klang seiner Laute Oud, die typischen Vierteltöne und Unisoni mit Oums Vokalarabesken versetzen direkt in maghrebinische oder nahöstliche Regionen. Mitunter kontrastiert die traditionelle Ästhetik absichtsvoll mit Club-Stilistik. Flirts mit dem Dancefloor werden genüsslich zelebriert, zumal das Publikum enthusiastisch mitgeht.

NORBERT KRAMPF



Paris, ein Fest fürs Leben: Helga Kneidl vor den Abzügen jener berühmten Fotografien, die sie 1973 von Romy Schneider machte.

Foto Wonge Bergmann

Freundinnen für drei Tage

FRANKFURT Im Mai 1973 taucht die Theaterfotografin Helga Kneidl in das Leben von Romy Schneider ein. In der Pariser Wahlheimat des Kinostars fotografiert sie intime Momente. In der Frankfurter Galerie Kai Middendorff sind die außergewöhnlichen Aufnahmen nun zu sehen.

Von Alexander Jürs

Es ist wie so häufig, wenn Fotografinnen oder Fotografen einmal selbst fotografiert werden. So richtig wohl fühlen sie sich nicht in ihrer Haut, der Wechsel vor die Kamera fällt schwer. Auch Helga Kneidl macht keinen Hehl daraus, dass sie die Prozedur so schnell wie möglich hinter sich bringen will. Und auch von ihren Fotos, die im Mai 1973 an drei Tagen in Paris entstanden sind und nun an den Wänden der Galerie Kai Middendorff im Frankfurter Bahnhofsviertel hängen, will sie anfangs gar nicht so viel erzählen. „Ach, das ist doch alles nicht so interessant“, sagt sie.

Gar nicht so interessant? Von wegen. Auch viele Jahre nach ihrem frühen, bis heute etwas rätselhaften Tod im Mai 1982 verzehren sich die Menschen nach allem, was über Romy Schneider zu erfahren ist, nach den Geschichten, vor allem aber nach Bildern. Romy, die Sissi. Romy, der Mythos. Romy, die Getriebene. Kaum eine Schauspielerin hat die Deutschen mehr bewegt, mehr berührt als „die Schneider“. Schon als Jugendliche wurde sie an der Seite ihrer Mutter zum Kinostar, mit der „Sissi“-Trilogie schrieb sie Filmgeschichte, fühlte sich durch den Erfolg aber auch wie in einem Korsett gefangen. Gleich zweimal wagte sie die Flucht nach Paris, 1958 und 1973. In der Stadt an der Seine suchte Romy Schneider nach Freiheit, nach einem Leben abseits des Medienrummels und nach anspruchsvolleren Aufträgen. Während ihrer Pariser Jahre arbeitete sie mit Regisseuren wie Claude Sautet oder Luchino Visconti.

Drei Tage hat die heute achtzigjährige Fotografin Helga Kneidl mit der Schauspielerin, die vergöttert und gehasst wurde, in deren französischer Wahlheimat verbracht. Die damals entstandenen Fotos sind intim und direkt. Romy Schneider erscheint darauf befreit, sie wirkt euphorisch, lebensmutig, ausgelassen. Gerade erst hatte sie sich von ihrem ersten Ehemann, dem Schauspieler und Regisseur Harry Meyen, getrennt, war mit ihrem Sohn David aus Hamburg nach Paris gezogen, in eine Wohnung in einem alten Haus in der Rue Bonaparte. Die Journalistin Christiane Höllger, die mit der Schauspielerin auch befreundet war, wollte Schneider für eine Frauenillustrierte porträtieren. Kneidl sollte die Fotos dazu schießen. „Ich war enorm aufgeregt“, erinnert sie sich.

Im roten Kleid, mit einem schwarzen Hut auf dem Kopf, steht Kneidl im Ausstellungsraum in Frankfurt, lässt den Blick schweifen. Die Abzüge ihrer Fotografien sind nicht übermäßig groß, 30 auf 40 Zentimeter bloß, mit einigem Abstand hängen sie an den weißen Wänden. „Die Bilder sollen wirken können“, sagt der Galerist Kai Middendorff, der die Ausstellung auf die Beine gestellt hat. Eines von Kneidls Schwarzweißbildern zeigt die berühmte Schauspielerin nackt. Romy Schneider steht hinter einem Vorsprung, schaut in das Zimmer hinein, daneben ein Kamin. Unschärf sieht man im Bildvordergrund die Knie der Fotografin, die auf dem Fußboden lag, als sie die Kamera auslöste. „Dieses Bild habe ich noch nie zuvor ausgestellt“, sagt sie: „Das war mir zu intim.“

An den drei Tagen in Paris hat Kneidl verhältnismäßig wenige Aufnahmen gemacht. Gerade einmal sechs Kleinbildfilme waren ihre Ausbeute, andere Fotogra-



Romy Schneider, Paris 1973

Foto Helga Kneidl



Romy Schneider, Paris 1973

Foto Helga Kneidl

fen hätten dafür keine Stunde gebraucht. Dass sie so sparsam fotografierte, hing auch mit ihrer eigentlichen Arbeit zusammen. Kneidl war Theaterfotografin, keine Pressefotografin. Deshalb war sie es gewohnt, sich hinter der Kamera zurückzunehmen. Je weniger Fotos sie während den Proben schoss, umso weniger störte sie damit das Spiel der Darsteller. Für Kneidl hieß das aber immer auch, dass ihre Fotos sitzen mussten, dass sie genau wissen musste, wann der richtige Augenblick war, um auf den Auslöser zu drücken. „Den Moment, der wichtig ist, festhalten“, beschreibt sie ihre Arbeit.

Fünf Mark hat sie mit ihrem ersten Foto, einem Bild der Elbwiesen, verdient. Da war die in Dresden Geborene

sie eine große Inszenierung unter der Regie von Peter Stein, der schon damals auf dem Weg zur Theaterlegende war, fotografierte. Der Regisseur war begeistert, verschaffte Kneidl eine Stelle an der Berliner Schaubühne. „Er mochte, wie ich Momente einfange“, erinnert sie sich: „Er sagte aber auch: Technisch musst du besser werden.“

Das schaffte sie, und Kneidl gelang eine erstaunliche Karriere. Sie fotografierte die Größen der Theaterkunst, die wichtigen Inszenierungen, wechselte von der Berliner Schaubühne zu Ivan Nagel ans Hamburger Schauspielhaus, arbeitete in der Hansestadt auch an der Staatsoper oder für Günter Krämer in Bremen. Kneidl, die heute wieder in Berlin lebt, erzählt davon, wie schüchtern sie zunächst war, als sie in Paris auf Romy Schneider traf, wie sie ihr und Christiane Höllger zum berühmten Coiffeur Alexandre folgte, wie sie sich dort aber noch nicht traute, die Kamera auszapacken. „Sie sah so toll aus, wie sie da saß, mit ihren nassen Haaren“, sagt die Fotografin, die dann doch bald ihre Bilder von Romy Schneider schoss, beim Bummel durch die Stadt, bei einer Wohnungsbesichtigung, am Schminktisch oder beim Raufen mit dem so innig geliebten Sohn David. Eine Bilderserie zeigt die Schauspielerin rauchend auf dem Wohnzimmerteppich, hinter ihr ein antiker Tisch, vollgestellt mit Alkoholika. Romy Schneider trägt ein Kleid von Yves Saint Laurent, das sie gerade erst gekauft hatte und mit dem sie Bruno Ganz, in den sie zu der Zeit verliebt war, beeindrucken wollte. „Sie machte sich Sorgen, dass Ganz, der damals Marxist war, dieses luxuriöse Kleid nicht gefallen konnte“, erinnert sich Kneidl.

Fotografien wie sie Kneidl gelangen, könnten heute so nicht mehr entstehen. Romy Schneider ließ eine Nähe zu, die längst undenkbar geworden ist. Keine PR-Agentur würde solche privaten, aus dem Moment heraus entstandenen Aufnahmen eines Kinostars noch zur Veröffentlichung freigeben. „Wir waren damals wie Freundinnen für drei Tage, die gemeinsam durch Paris gezogen sind“, sagt Kneidl. Als sie sich für die letzte Nacht ihres Aufenthalts ein neues Hotelzimmer hätte suchen müssen, lud die Schauspielerin sie spontan in ihre Wohnung ein. „Ich war fasziniert, dass ich sie in jedem Moment fotografieren durfte, sie war so unbeschwert.“

Das Archiv von Helga Kneidl ist vor einiger Zeit schon an das Deutsche Theatermuseum in München gegangen. Von der Romy-Schneider-Porträts aber wollte die Fotografin sich nicht trennen. Die Pariser Fotos hatte sie deshalb von dem Kauf ausgeklammert.

Als Kneidl sich damals von Romy Schneider verabschiedete, sagte die Schauspielerin, es wäre „wunderschön“ gewesen, einmal von einer Frau fotografiert worden zu sein. Und dass sie sich vorstellen könne, dass Kneidl sie auch in Zukunft wieder ablichten würde, bei den Filmaufnahmen, auf den Sets. Begegnet aber sind sich die beiden Frauen bis zu Schneiders Tod im Jahr 1982 nie wieder.

DIE AUSSTELLUNG „Romy Schneider Paris 1973“ von Helga Kneidl wird bis zum 30. April in der Galerie Kai Middendorff in Frankfurt, Niddastraße 84, gezeigt. Öffnungszeiten: Mi bis Fr 14 bis 18.30 Uhr, Sa 11.30 bis 17 Uhr.



Politik

Von Eva-Maria Magel

Vor ein paar Wochen hat der einstige Leiter des Jugendclubs am Frankfurter Schauspiel, Alexander Brill, seine Autobiographie „Vaterseelenallein“ vorgestellt. Die ist in vielerlei Hinsicht interessant, und dann ist da auch dieses Kapitel, in dem sich Brill an seine Theatererweckungsphase in den frühen sechziger Jahren in München erinnert, als an den dortigen Theatern all die Stücke von Hochhuth, Weiß und Frisch gespielt wurden. „Alles keine überragenden Texte“, findet Brill heute, aber notwendige. Damals redeten sich die Leute die Köpfe heiß, das Theater wollte etwas, und es wirkte, war Debattenort und Auslöser. Die Recken von einst finden oft, dass das Theater heute nurmehr Theater ist, ohne Wirkung über die Rampe hinaus. Stimmt das? So viele Diskussionsforen, Debattenreihen in Theaterräumen hat es nie gegeben und, ja, es gibt sie, die politischen Stücke und Fragen. Nur vielleicht anders. Viele, vor allem jüngere Theatermacherinnen und -macher verstehen ihre Arbeit und ihre Kunst als politisch, und sie wollen über das Theater hinaus wirken. Auch die Frankfurter Landungsbrücken machen mit Stücken wie „Hass“, „Biedermann und die Brandstifter“ oder „Mitunter ist Brutalität das einzige Mittel gegen Traurigkeit“ politisches Theater. Wegen der aktuellen Ereignisse, in Hanau, in Idlib und an der griechisch-türkischen Grenze will das Team jetzt noch deutlicher handeln und „nicht einfach nur Theater spielen zur simplen Selbstversicherung, dass wir ja sowieso auf der richtigen Seite stehen“. Obwohl nicht gerade auf Rosen gebettet, spendet das Theater deshalb die Einnahmen seiner nächsten Vorstellungen den Opfern und Hinterbliebenen des Attentats von Hanau. Und es wird künftig eine Sparbüchse für die Seenotrettung im Mittelmeer bereitstehen: Man heißt ja nicht umsonst „Landungsbrücken“.

Nöte der Pubertät

„Frühlings Erwachen“ in der Katakomben

FRANKFURT Was ist das Leben? „Ein verummter Herr“, sagt Frank Wedekind in seiner „Kindertragedie“ von 1890. Unter dem Titel „Frühlings Erwachen“ ist das Stück über die Nöte der Pubertät 1906 uraufgeführt worden. Jetzt hat Carola Moritz von der Katakomben eine neue, zeitgemäße Version im Kulturhaus Frankfurt vorgestellt. Der „verummte Herr“ ist nicht verummt. Lässig hat er über seinem schwarzen Mantel einen weißen Schal drapiert, als wolle er ausgehen. Auch tritt er nicht erst in der Schlusszene auf dem Friedhof auf, sondern er zieht während der gesamten Handlung die dramaturgischen Fäden. Christoph Stein ist omnipräsent als gnadenloser Rektor, aber auch als Lebensretter.

Er rettet den faustischen Melchior. Denn auf dem Friedhof hat dessen Schulfreund Moritz als ruhelose Seele nach seinem Selbstmord den frühreifen Mitschüler zum tödlichen Handschlag aufgefordert, und Melchior, verzweifelt über den Tod seiner Freundin Wendla, will einschlagen. Auf dem Heuboden hatte er mit dem ahnungslosen Mädchen geschlafen, Wendla hat die Abtreibung nicht überlebt, Melchior war in einer Besserungsanstalt interniert, aus der er ausbrach. Moritz jedoch hatte sich umgebracht, weil er in der Schule sitzengeblieben war. Jetzt trägt er als Untoter seinen Kopf zwar nicht unter dem Arm, wie Wedekind vorschreibt, aber das Einschussloch ist dick verpflegt.

Sören Messing (Moritz), Gregor Andreska (Melchior) und Anika Geyer (Wendla) treiben sich in weißen Klamotten zwischen vier farbig beleuchteten Kuben herum, mit denen Atelier Fantomas die Bühne ausgestattet hat. Diese Light Cubes werden nach Bedarf übereinandergerückt, als Abtreibungsbett zusammengestellt oder, als Grabsteine, auseinandergenommen. Sie dienen auch Melchiors aufgeklärter Mutter als Diwan. Soraya Mezère schlüpft in diverse Rollen, etwa in jene der verklemmten Frau Bergmann, die den Tod ihrer Tochter Wendla mitverschuldet.

CLAUDIA SCHÜLKE

WEITERE VORSTELLUNGEN am 10., 11. und 16. März